

Judika – 21.3.2021 – Internationaler Tag gegen Rassismus – Lk 18, 9-14
Schaafheim + Mosbach Predigt: Margit Binz, Pfarrerin für Ökumene

Die Gnade Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Liebe Gemeinde,

Vor 61 Jahren, am 21. März 1960 demonstrierten Tausende von Menschen im südafrikanischen Sharpeville bei Johannesburg friedlich gegen die diskriminierenden Passgesetze des damaligen Apartheid-Regimes. Die Polizei richtete ein Blutbad an. Sie schoss in die Menge und erschoss 69 Menschen, mindestens 180 Menschen wurden verletzt. Danach setzte das Apartheids-Regime eine gnadenlose, rassistische Umsiedlungs- und Sortierungspolitik durch: Gewachsene Wohnviertel und Strukturen in den Innenstädten wurden zerstört. Die kulturell gemischten, sehr lebendigen Viertel, in denen Christen, Muslime und Hindus, Menschen unterschiedlicher Herkunft, friedlich zusammenlebten, wurden dem Erdboden gleichgemacht. Es wurden neue Viertel in den Randlagen aus dem Boden gestampft, isoliert und ohne Infrastruktur, die sogenannten Townships. Die Menschen wurden dorthin umgesiedelt, eingeordnet und säuberlich getrennt nach Herkunft und Hautfarbe: Viertel für Weiße, für Schwarze, für Coloureds, also Farbige, Viertel für Asiaten, so die rassistischen Kategorien des Apartheid-Regimes. Ziel war die Bevölkerungsgruppen zu trennen, vor allem von den Weißen, aber auch untereinander, alle gegen alle: Teile und herrsche.

1966, Sechs Jahre nach dem Massaker rief die Generalversammlung der Vereinten Nationen den 21. März zum internationalen Tag gegen Rassismus aus.

Aber man muss gar nicht 60 Jahre zurück und ans andere Ende der Welt gehen, um zu sehen, wie grausam, blutig und verletzend die Folgen von Rassismus sind. Ich habe das jetzt nur getan, weil wir als Dekanat eine Partnerkirche in Südafrika haben. Wir sind seit über 35 Jahren mit Herrnhuter Gemeinden in Kapstadt verbunden, mit der Moravian Church South Africa. Und bei all den geistigen und spirituellen Impulsen, die wir austauschen, ist auch immer wieder zu spüren, wie unheimlich lange Geschichte nachwirkt, wie tief die Wunden sind, die durch Rassismus geschlagen werden und wie auch wir selber noch immer von vielen Vorurteilen und diskriminierenden Einstellungen geprägt sind. Und damit komme ich zurück zu uns:

Rassismus ist uns ganz nah hier in Deutschland, nichts, das wir weit von uns weg schieben könnten. Leider. Jetzt im Februar war der Jahrestag der Attentate von Hanau, bei denen 11 Menschen ermordet wurden, weil sie angeblich „fremd“ waren. Es gab den NSU, den sogenannten nationalsozialistischen Untergrund mit seiner Mordserie (2000-2006, 10 Morde mit Polizistin 2007). Und es ist immer noch nicht vollständig aufgeklärt, wie die Täter so lange unentdeckt bleiben konnten und welche Unterstützung sie hatten. Es gab das Attentat auf die Synagoge in Halle vor 2 Jahren mit zwei Toten. Die zum Yom Kippur-Gottesdienst versammelte Gemeinde blieb vom Morden verschont, weil die Tür gehalten hat. Die Liste der rechtsextremen rassistischen Gewalttaten in Deutschland ist lang, ich will sie aber hier nicht weiter fortsetzen. Das wäre deprimierend. Oder wir würden alle richtig wütend werden.

Aber jetzt habe ich Rassismus schon mal näher an uns herangeholt. Das ist beunruhigend und erschütternd, vor allem, wenn man den Angehörigen und davon Betroffenen zuhört. Ich hole es jetzt noch etwas näher, in unseren Alltag:

Frauen, die ein Kopftuch tragen, Menschen mit einem Namen, einem Aussehen, das als „fremd“ eingeordnet wird – auch wenn sie in Dornholzhausen oder in Klein-Fechtsheim geboren wurden oder dort schon ewig und drei Tage leben – also Menschen, die irgendwie als „fremd“ eingeordnet werden, die müssen sich um ein Vielfaches mehr auf Arbeitsstellen bewerben, bis sie eine finden. Frauen mit Kopftuch als Putzfrau ja – als Lehrerin nein? Das gleiche gilt für den Wohnungsmarkt. Manchen Menschen kann es passieren, dass sie an der Kasse unverschämt von Fremden gefragt werden, woher sie das Geld für diesen Einkauf haben oder wann sie zurückkehren in ihre „Heimat“? Es wird vorausgesetzt, dass sie keine Steuern zahlen und auf Kosten anderer leben. Obwohl die meisten viel härter arbeiten müssen um das Gleiche zu erreichen. Auch diese Liste von dem, was Alltagsrassismus genannt wird, ließe sich fortsetzen. Und ich möchte Rassismus noch etwas näher an uns heranholen.

Rassismus ist immer der Rassismus der anderen so lautet ein ironischer Spruch, der auf eine Blindheit in eigenen Sachen hinweist, die dazu führt, andere anzuprangern und mit dem Finger auf sie zu zeigen. Dazu gibt es eine schöne biblische Geschichte. Sie steht im Lukasevangelium, Kapitel 18. Es ist die Geschichte vom Pharisäer und vom Zöllner:

*9 Jesus sagte aber zu einigen, die überzeugt waren, fromm und **gerecht** zu sein, und **verachteten** die anderen, dieses Gleichnis:*

10 Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. 11 Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst so: Ich danke dir, Gott, **dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner.** 12 Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. 13 Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: **Gott, sei mir Sünder gnädig!** 14 Ich sage euch: Dieser ging **gerechtfertigt** hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Das ist eine vertrackte und interessante Geschichte mit krassen Extremen. Auf der einen Seite Selbstüberhöhung, auf der anderen Selbsterniedrigung. Der eine zeigt mit dem Finger und hält sich für sündlos und gerecht. Der andere wagt es nicht, die Augen zu heben und bittet mit gesenktem Blick um Vergebung, so sehr setzt er seine eigene Sündhaftigkeit voraus. Mit wem wir uns lieber identifizieren möchten, ist ja klar: Mit dem Zöllner, dem Sünder, der gerechtfertigt in sein Haus zurückgeht. Aber das gelingt irgendwie nur schlecht. Der Pharisäer in dieser Geschichte kommt nun wirklich nicht sympathisch rüber. Die Pharisäer mussten auch lange als antisemitisches Stereotyp herhalten. Aber das wäre eine andere Predigt. Der Punkt heute ist: So wie der Pharisäer in dieser Geschichte, will niemand sein. Da würden wir am liebsten sprechen: Gott, ich danke Dir, dass Du mich nicht wie diesen gemacht hast. Und Schwupps stehen wir da neben ihm und seinem Glauben an die eigene Überlegenheit. Also auch wenn wir das nicht wollen, der ist uns halt viel näher als uns lieb ist. Und das ist der Punkt an der Geschichte.

Auch rassistisch will niemand sein. Rassismus würden wir gern ganz weit von uns weisen. Aber Rassismus ist halt nicht immer nur der Rassismus der anderen, sondern Überlegenheitsdenken und abwertende Vorurteile stecken auch in einem selbst. Und zwar nicht, weil wir so böse Menschen wären, sondern weil wir das so gelernt haben.

Ich spreche jetzt für meine Generation. In unserer Erziehung, in den Fernseh-Bildern, den Schulbüchern, den Geschichten, mit denen viele von uns aufgewachsen sind, da war der Glaube an die eigene Überlegenheit noch ganz deutlich zu spüren und das wirkt bis heute. Einerseits habe ich gelernt, dass alle Menschen frei und gleich geboren sind, dass die Würde des Menschen unantastbar ist und dass niemand wegen Herkunft, Rasse, Geschlecht oder Religion benachteiligt werden darf.

Andererseits wurden andere Menschen und Kulturen ganz klar abgewertet: Es war die Rede von sogenannten Naturvölkern, in Afrika und Südamerika zum Beispiel, da lebten noch „Wilde“. Die waren „primitiv“ und hatten keine Kultur, wie wir. Geschweige denn Zivilisation. Zivilisation - das war die westliche Welt. Die sogenannte dritte Welt war im Elend, alles „Entwicklungsländer“, Hilfsempfänger, abhängig. Deutsche Kolonialgeschichte? Nur am Rande. Einwanderer? Sind Gast, zum Arbeiten, haben sich anzupassen und sollen keine Ansprüche stellen. Vielleicht fällt ihnen auch noch manches ein, was sie gelernt und für selbstverständlich genommen haben. Und was meine Eltern gelernt haben, 1923 und 1927 geboren, das war noch viel schlimmer: Die Überlegenheit der deutschen Rasse und mörderischer Antisemitismus.

Ich habe jetzt sehr holzschnittartig einige alte Denkfiguren von Überlegenheit benannt, mit denen nicht nur ich aufgewachsen bin. Vieles merkt man erst im Rückblick. Aber die Bilder im Kopf haben natürlich einen Einfluss darauf, wie wir die Welt wahrnehmen und mit welcher Haltung wir anderen Menschen begegnen. Insofern glaube ich, dass in den meisten von uns auch noch eine gute Portion von rassistischem Denken steckt. Wie gesagt: Nicht weil wir böse sind, sondern weil wir es so gelernt haben.

Das Gute ist: Im Moment wird ja vieles in Frage gestellt, inklusive dem Begriff Rasse selbst. Was wir gelernt haben, können wir auch wieder verlernen, noch besser, wir können gemeinsam Neues lernen. Wir können zum Beispiel lernen, dass es keine menschlichen Rassen gibt. Wir sind alle eine Rasse, homo sapiens, eine Menschheitsfamilie, die alle miteinander Kinder kriegen und zusammen leben können. Seid fruchtbar und mehret euch. Alle Menschen im Bilde Gottes.

Was also können wir lernen? Rassismus hat eine Geschichte, es ist ein strukturelles und politisches Problem, kein individuelles, auch wenn wir darin verwickelt sind. Wir können die Geschichte nicht rückgängig machen, aber wir können darauf achten, wie sie erzählt wird. Und wir können sie weitererzählen mit unserem Leben. Wir können gemeinsam die Zukunft gestalten und uns für ein Zusammenleben hier einsetzen, in dem allen Gerechtigkeit widerfährt.

Schaffe mir Recht – Judika, heißt dieser Sonntag. Der Zöllner in der Geschichte geht gerechtfertigt nach Hause, weil er sich nicht für besser hält als andere. Das klingt so einfach. Aber für viele wäre das ein weiter Weg. Das macht aber nichts. Wie heißt es so schön: Auch ein Weg von 1000 Meilen besteht aus vielen Schritten. Was wären solche Schritte zur Gerechtigkeit für uns?

Ein Schritt könnte sein, seinen Mut zusammenzunehmen und Zivilcourage zu zeigen, wenn gelästert wird über andere, wenn andere beleidigt, abgewertet und „fremd“ gemacht werden. Wer nichts sagt, stimmt zu. Das ist zwar nicht immer so, es kommt aber so rüber.

Wir könnten die Einstellungspolitik in unseren Einrichtungen überdenken. Kirchen sind große Arbeitgeber. Die Voraussetzung einer Kirchenmitgliedschaft schließt viele Menschen aus. So kommt es auch bei uns in manchen Einrichtungen zur unbefriedigenden Situation: Putzfrau mit Kopftuch ja, Erzieherin aber nein. Das muss nicht so sein.

Wir könnten ins Auge fassen, wie wir uns zu unseren ökumenischen Geschwistern verhalten. Auch die christliche Missionsgeschichte war ja von vielen rassistischen Annahmen geprägt und eng mit Kolonialismus verwoben. Es ist jetzt noch eine große Herausforderung, die heutigen Beziehungen zu unseren Geschwistern weltweit auf Augenhöhe zu gestalten. Und auch hier im Rhein-Main-Gebiet ist das eine Frage. Es ist oft ein Problem für afrikanische oder asiatische christliche Gemeinden, Räume zu finden. Da sind nicht alle Gemeinden so gastfreundlich, und viele Bedenken sind von Vorurteilen und Überlegenheitsdenken geprägt. Manchmal auch von Neid. In einer Gemeinde, wo ich mal vertreten habe, war eine koreanische Gemeinde zu Gast. Da hat's gebrummt, deren Gottesdienste waren voll, es kamen Hunderte. Zwei Stunden vorher saßen, wenn es hoch kam, zwanzig Leute in der Riesenkirche. Ja, wenn Hunderte kommen, da tauchen ganz andere Fragen auf: Toiletten, Verkehr, Parkplätze, Küche, Reinigung, Miete, die Nachbarn. Da muss man sich Gedanken machen, wie das zu regeln ist, zusammen. Diese beiden Gemeinden haben das ganz gut geschafft, nicht ohne Reibereien, ohne Neid, ohne Vorurteile. Aber es ging gut, und es geht bis heute und alle wachsen daran.

Gerechtigkeit ist ein Weg aus vielen kleinen Schritten. Und wir können uns dafür einsetzen, in unserem persönlichen Umfeld, in Vereinen, in Gemeinden, in den Kommunen, in der Politik. Wir können unsere Augen und Ohren schulen und hinschauen und den von Rassismus und Diskriminierung Betroffenen zuhören. Wir können selber etwas tun. Und wir können die unterstützen und bestärken, die sich politisch für Gerechtigkeit einsetzen. Denn Ungerechtigkeit, Rassismus, Diskriminierung, das sind strukturelle, politische Probleme. Da wird niemand von uns alleine gerecht. Das können wir nur zusammen lösen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist, als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christ